



## „VOLL GEIL GEDEUTSCHT!“

Dümmliche Schlagworte, unnötige Anglizismen, vollmundige Worthülsen, falsche Bilder – was und vor allem wie wir etwas sagen, spiegelt unsere Geisteshaltung wider. Plädoyer für einen achtsamen Umgang mit der Sprache

**E**s gibt viele Gründe dafür, gesund zu bleiben. Einer davon: Kränkeln verführt fast zwangsläufig zum Fernsehen. Und was die Anstalten uns alles um die Ohren und Augen senden, kann man großenteils der Kategorie verbale Massenfolter zurechnen. Es vergeht kaum eine

Minute, ohne dass RTL-Stallburschen der Marke Axel Schulz die viel geprüfte Stirn runzeln, die Baseballkappe nach hinten schieben und ein „Tja, ich sach mal geil“ ausgrunzen. Dass gerade die „Privaten“ im 23. Jahr ihrer groß angelegten Frequenzstörung für die bedenkliche Verfassung unserer Sprache

mitverantwortlich sind, weiß auch unser derzeit agilster Sprachdoktor – und der heißt kennzeichnenderweise Sick, Bastian Sick. Fakt ist: Unsere Alltagssprache verrottet, verwahrlost, verkümmert. Sie wird reduziert auf öde Mainstream-Flapsigkeit, kraft- und leblose Hülsenkonstrukte und – auf gut



Deutsch – dummes Geschwätz. Flankiert von den pseudomodernistischen Slogan-Witzeleien der Werbung und der grassierenden Knopfdruck-Grammatik der SMS- und E-Mail-Kommunikationskultur, schwindet unsere Sprache geradewegs zurück in jene Höhlen von Altamira und Blaubeuren, in denen einst der Neandertaler den Quantensprung erlebte, vom finsternen Eiszeit-Stammeln zur erhellenden Poesie. Wobei der Begriff Quantensprung auch gleich mal gestrichen gehört, wie übrigens auch das moderne Klugwort Paradigmenwechsel. Schließen wir die Au-

gen, werden wir hellhörig! Suchen wir die Botschaft (nicht: Message) hinter dem Wort!

**D**er erste Schritt: Wir machen uns auf die Suche nach dem aktuellen Grund für den schmerzhaften, lieb- und geistlosen Umgang mit der Sprache: Ein wesentlicher Bestandteil der 1968er-Revolution war ein gewisser Bildungshunger, mit dem die Arbeiter- und Kleinbürgerkinder Kurs nahmen auf die Eliteschmieden und Universitäten. Zu lange schon hatten Ärzte, Anwälte und Unternehmer ihre Töchter und Söhne unauffällig in leitende Positionen dirigiert und die Republik unter sich aufgeteilt wie Posträuber die frisch erbeuteten Bargeldsäcke. Nun stand Chancengleichheit auf dem nationalen Stundenplan und speziell im Unterrichtsfach „Deutsch“ herrschte Großalarm. Hatten nicht viele KZ-Bosse Hölderlin, Kleist und Goethe in ihrem Marschgepäck? Verkehrten nicht Hauptmann und Jünger mit den Kulturgrößen der Junta? Feierten nicht Thomas Mann, Benn und George den soldatischen Mythos? Die Nazis hatten neben allem anderen auch die Seele der deutschen Sprache ruiniert. Das so genannte gesunde Volksempfinden hatte die Welt in Schutt und Asche gelegt. Welchem Wort war noch über den Weg zu trauen? Welcher Lehrer wagte es in den Siebzigern, den „Erlkönig“ oder „Hyperion“ auswendig lernen zu lassen? Statt der dottergelben Reclam-Heftchen deutscher Klassiker standen nun Songbooks amerikanischer Politbarden in den Ikea-Regalen. Hermann Hesse überlebte diese Phase der zweiten Bücherverbrennung, weil sich eine US-Rockband „Steppenwolf“ nannte. Niemand verwendete sich ernsthaft für den Reichtum und die Schönheit unserer Sprache. Wir Schüler verhöhnten die oberlehrerhaften Mahnungen vor satanischen Anglizismen. So ließ man es jahrzehntelang laufen und erwachte

eines Tages in der Gegenwart, und eine zugegebenermaßen hübsche „TV-Ikone“ säuselte: „Hier werden Sie geholfen“, während Dieter Bohlen und Boris Becker mit der gelangweilten Routine preisgekrönter Romanciers auf der Buchmesse in Frankfurt ihre Hardcover-Autobiografien signierten. Die Revolution hatte ihre Wörter gefressen, aber so richtig lustig war das alles schon lange nicht mehr.

**S**prache besteht nun mal aus Wörtern. Grob geschätzt stehen der deutschen Sprache 200 000 davon zur Verfügung. Johann Wolfgang von Goethe griff in seinem Leben auf 20 000 zurück und der mehr zu Thesen neigende Martin Luther auf 8000. Der aktive Wortschatz eines ansehnlich gebildeten Deutschen umfasst nicht mehr als 2000 bis 3000 Worte, während die „Ich sach mal“-Privatiers ein langes Leben lang mit sage und schreibe 500 zurechtkommen sollen. Wenden wir uns an dieser Stelle dem Umgang mit dem offenbar raren Rohstoff Worte zu. Ausgerechnet bei einem Privatsender, dem DSF, steht bei dem sonntäglichen Fußball-Talk ein Phrasenschwein in der Mitte. Wann immer einem Gast eine abgedroschene Formulierung oder nervtötende Plattitüde entgleitet, werden ein paar Euro Strafe fällig. Und weil man dort gern mal den Ball flach hält, jede Menge endgültige Schlusspunkte gezogen werden, alle fünf gerade bleiben, der Torhüter zur Salzsäure erstarrt, die Journalisten mit Tauben auf Spatzen schießen und niemand gern sein Licht unter den Schemel stellt, ist das Schwein nach der zweistündigen Gesprächsrunde meist wohl gefüllt.

**D**er Profisport und die ihm ausgelieferten Medien rufen unentwegt eher einseitig begabte Menschen vor Kameras und Mikrofone, um ihre Sicht der Dinge darzustellen. Etwa Ottmar Hitzfeld, Trainer des FC Bayern München, der weiß, dass das „Bayern- ➔

Gen schon durch so manches Stahlbad gegangen ist“. Es genügt ein ganz normaler Samstag, um sich mitzufreuen, dass mittlerweile „Schnee über die Sache gewachsen“ ist und dass ein Mannschaftskollege „einen guten Tag erwischt hat – speziell in der zweiten Halbzeit“. Ein Sprecher des Gegners hingegen „weiß nicht, wo bei uns derzeit der Wurm hängt“. Der faszinierte Sportjournalist vermeldet derweil „lichterloh brennende Strafräume“ und bedankt sich für „eine Zündschnur, die die deutsche Nationalmannschaft in Richtung Publikum gelegt hat“. Da kann man nur hoffen, dass dies dort keine kläffende Wunde hinterlässt. Als Überlebender schadet es dann auch nicht, ein wenig über den Tellerrand zu schauen: „Fußball ist inzwischen Nummer eins in Frankreich. Handball übrigens auch.“

**E**s ist schon rührend, was für ein Unrat sich so aus den rund 2000 Worten zusammenkombinieren lässt. Anstatt also die in den Siebzigern schwer erkämpfte Redefreiheit zu revolutionären Tiraden zu nutzen, zu marktfrischen Rhetorik-Explosionen und avantgardistischen Wortschöpfungen, ist der Trend stark gegenläufig und führt zurück in Richtung antiquierter Worthüllen und altbackener Redewendungen: Zweischneidige Schwerter, gespaltene

dem man sich neu angefreundet hat, Mitternacht, Wein, die Welt ist schön, epische Erzählstimmung und dann rutscht einem die launige Charakterisierung, sagen wir mal von Joschka Fischer, ganz flott am Über-Ich vorbei: „He was a man with ... whom ... it was very bad to eat cherries.“ Oder so. Tja, da schauen einen die Leute von der Insel mit kirschunden Augen an. Und die werden noch röter, wenn man sie auf eine letzte Tischrunde eingeladen hat und dann aber feststellt, dass man keinen Cent einstecken hat und dies weltmännisch begründet mit: „I'm very sorry, because yesterday we hit all our money on the head.“ Spontan fällt mir jetzt Jennifer ein, eine amerikanische Freundin, die ihr Deutsch anfangs nur über das Zuhören lernte und sich im Verlauf dieser autodidaktischen Methode eine bei uns beliebte Formulierung zu eigen machte, die sie später ab und zu rein lautmalerisch einsetzte, nämlich „Neger mit Köpfen“ zu machen, womit sie ungewollt jedes Mal ebenso heftige wie politisch unkorrekte Lacher provozierte.

**D**ieselbe Jenny bekam nach dem Abschluss ihres Architekturstudiums einen great Job auf Sardinien, wo sie ein Premium-Paradise-Relax-Resort entwarf – eine Art Vollzugsanstalt für ältere Kontinentaleuropäer. Sie drückte

unendliche Blau des smaragdgrünen Meeres wird vom gnadenartigen Licht der mediterranen Sonne durchflutet. Dort wird auch dank der tapferen Anwesenheit der traditionellen Einheimischen jeder Ihrer Veranstaltungen ein ganz besonderer Glanz verliehen und zu einem erinnerungswürdigen gesellschaftlichen Ereignis gemacht...“ Die beigefügte 24-Stunden-Pool-Speisekarte legte dann noch den Erwerb eines „Rucolosalats mit frisches Schafskake“ nahe. Es wäre das alles zum Brüllen, wenn einen das Leben nicht gelehrt hätte, dass der Umgang mit Sprache immer ein unbestechlicher Indikator ist für die wahre Geisteshaltung. Man muss nicht mal zwischen den Zeilen lesen können (und auch nicht halbwegs verzeihliche Übersetzungsfehler attestieren), um abzusehen, was für eine Art Paradies den bedauernswerten Sommerfrischler hier erwartet. Es hilft uns weder die Flucht in holprige Superlative noch die in totgenormte Bilder – denn das Gesagte wirkt leblos und langweilig, unpersönlich und ausladend. Sprache gehört zu unserer Erscheinung, sie hat gefälligst Wirkung zu erzielen und braucht dazu starke, beeindruckende Bilder, einen euphorisierenden Klang und eine einzigartige Note. Deswegen muss sie auch nicht geschliffen und vorgestanzt daherkom-

## „DIE SPRACHE IST GLEICHSAM DIE ÄUSSERE ERSCHEINUNG DER VÖLKER; IHRE SPRACHE

IST IHR GEIST UND IHR GEIST IHRE SPRACHE.“ WILHELM FREIHERR VON HUMBOLDT (1767–1835)

Zungen, betretene Fettnäpfchen, dicke Hunde und zweckgeheilte Mittel, die aufs Tableau-Tablett gebracht werden, sind da noch die harmloseren Beispiele. Am ärgerlichsten ist es, wenn man sich selbst bei dieser verbalen Kleinkriminalität ertappt. Und das Ganze dann möglicherweise noch auf Denglisch: Urlaub, Sommer, sardisches Fischerdorf, das Pärchen aus Brighton, mit

mir unlängst die deutsche Ausgabe ihrer PR-Broschüre in die Hand – mit der Bitte zu checken, „ob man das irgendwie so stehen lassen könne“. Gemeint war nicht der Bau, sondern der Text der Broschüre aus handgeschöpftem Büten. Dort stand: „Der aus weit entferntem Stein gebaute Frühstücks-Restaurant-Saal in panoramischer Lage am 24-Stunden-Pool und mit Blick auf das

men, sondern darf ihre Pausen der Nachdenklichkeit haben, ihr gelegentliches Zögern und sogar Schweigen.

**A**ll die menschenleeren Strände, idyllischen Geheimbuchten, pittoresken Fischer- und rustikalen Bergdörfer, die unvergleichlichen Panoramablicke im Mekka der Golfer und das unvergessliche Treffen mit einem – wahlweise – Botanik-, Yoga- oder Gourmetpapst: Lockt

dies noch wirklich eine Seele in den Jumbo? Wir brauchen Mut zum Freistil, Mut zur Farbe, Mut zum wahren Ausdruck. Ein Freund bringt das auf den Punkt: „Woher soll ich wissen, was ich denke, bevor ich höre, was ich sage?“

**V**or ungefähr 125 Jahren prophezeite Friedrich Nietzsche: „Noch ein Jahrhundert Zeitungen, und alle Worte stinken.“ Und was alles lesen wir heute dort? Inbetriebnahme, Denkanstoß, Ellbogenmentalität, Politikverdrossenheit, Erinnerungsarbeit, Wiedergutmachung – ein schauerliches Prothesen-Deutsch. Und was haben die Rebellen von einst im Kampf gegen die Nazi-Entwörterei hinterlassen? Wörter wie angedacht, ausdiskutiert und „in den Raum gestellt“ oder ganzheitlich, nachhaltig, gefühlsecht, interaktiv, authentisch und Claudia Roths grüne Empörung: „Das macht mich wütend und traurig zugleich.“ Was man verstehen kann. Dazu gesellt sich das infantile Sponti-Mix-Deutsch aus geil, mega, ultra, das keineswegs nur von den Kids verwendet wird, die doch eigentlich Kinder sein sollten, respektive Jugendliche. Noch ein Wort lässt sich immer wieder hören, bezeichnenderweise bei Frauen, die schon längst dem Girlie-Alter entwachsen sind: supi. Das Essen war supi, der Abend bei Freunden: supi, sogar der Liebhaber: einfach supi. Da wird die Sprache in eine Uniform gesteckt, eindimensional wie die Gefühle auch. Denn wie war es nun wirklich, das Essen: köstlich exotisch oder wunderbar bodenständig? Und der Abend? Einfach nur lustig oder inspirierend, erhellend, spannend? Und erst der Liebhaber? Na, lassen wir das ...

**N**un kann derzeit nicht einmal der Gesetzgeber eine allseits verpflichtende Rechtschreibung durchsetzen. Vakuum herrscht im Kampf um Sprachhoheit. Jeder Buch- und Zeitschriftenverlag setzt so seine eigene Variante durch. Die „Stuttgarter Zeitung“ brach-

te vor fünf Jahren rein experimentell eine komplett von Anglizismen befreite Ausgabe auf den Markt. Ich denke, das ist nicht der optimale Ansatz, um sich zu seiner vitalen Muttersprache zu bekennen, wenn man statt Shorts Kurzhosen schreibt, statt Airbag Prallkissen und statt Job Arbeit. Ich weiß nur, dass es nervt, wenn die zappeligen MTV-Frontfrauen von hippen Outdoor-Events und geilen Moves dahererzählen, sächselnde Telekom-Azubis hinter ihrem Service Point dösen oder eine Vorstadt-Außendienstler-Absteige an der polnischen Grenze für den aus einem einzigen Münzsolarium bestehenden Wellnessbereich im Souterrain einen Corporate Key Relationship Manager sucht. Gegen so viel thermoheiße Luft hilft dann auch kein Global Warming Warning mehr.

**F**remdeinflüsse haben der deutschen Sprache immer wieder viel Vitalität und Eleganz hinterlassen und im Sinne der Selbstreinigung verschwinden blöde Modebegriffe nach kurzer Konjunktur ohnehin von ganz allein. Mit Sicherheit betrifft das auch jene junge Dame, mit der ich neulich nach einem Vortrag ins Gespräch kam und die auf die Frage, was sie denn beruflich mache, ganz selbstverständlich antwortete: „Ich? Ich bin Life-Changer.“

**U**nser Sprache hat es wirklich verdient, um sie zu kämpfen. Wir sollten bereit sein, sie immer neu zu lernen, ihre Normen respektieren, ihren Reichtum pflegen, ihre Angebote ausnutzen, ihre Kraft und Impulse aufnehmen und ihre Möglichkeiten und Spielräume vorantreiben. Wir sollten aufmerksam sein, wenn wir zugeseift werden mit all diesen Stereotypen wie Shopping-Events, innovativen Tarifrunden, Synergieeffekten, PR-Segmenten; vor allem wenn innovative Konzerne „etwas kommunizieren“ wollen – etwa Kostenreduktionspotenziale. Polit- und Medienprosa der Marke „massive Pro-

teste, eindrucksvolle Bekenntnisse, weitreichende Maßnahmen, unschuldige Opfer, verheerende Verwüstungen und neue Hoffnungsträger“ sollten den Till Eulenspiegel in uns wecken. Wir können getrost bei uns selbst beginnen. In dem Moment, wo wir uns dabei ertappen, unreflektierten Wortsalat zu fabrizieren, schräge Bilder, zigfach abgenudelte Phrasen, einfach auf Neustart umschalten und es mit eigenen Sprachbildern probieren und diese spannend, herzlich, witzig und faszinierend gestalten, voller Überraschungen, mit einem gesunden Hass auf Langeweile und im Visier eine sinnliche wie zielführende Sprache haben. Im Zeitalter von Pixel und Bits, wo weniger als ein Prozent der Bevölkerung sich noch mit Bibel, „Faust“ und Musil herumquälen, wäre es wünschenswert, wenn sich wieder etwas mehr Menschen um Ausdruck und Sprachästhetik bemühen würden.

**E**s gibt viele Gründe, eine gesunde Sprache zu pflegen. Eine kranke Sprache produziert nämlich ungute Bilder. Im heißen Sommer des Jahres 2003 gipfelte die Berichterstattung einer öffentlich-rechtlichen Münchner Funkanstalt in dem bemerkenswerten Satz „In Frankreich sterben die Alten derzeit weg wie die warmen Semmeln.“ Und nicht nur das. Die Sprache spiegelt nicht nur unsere Geisteshaltung, sie wirkt auch nach innen. Wenn wir verkürzen, uns in Schlagworte flüchten, uns mit falschen Bildern zufriedengeben, dann sind wir auch innerlich zu schnell am Ende einer Überlegung angekommen. Oder haben es gleich ganz verpasst nachzudenken. Geben wir uns Mühe mit der Sprache, bringen wir uns also wirklich zum Ausdruck – so ausführlich wie nötig und so exakt wie möglich –, dann sortiert uns das auch selbst, unsere Wahrnehmung, unsere Bewertungen. Das Leben hat verdammt viele Facetten. Erzählen wir davon. **WOLF REISER**